

Das alles wirkte zusammen, um die Macht allmählich von der Regierung auf die Revolutionäre übergeben zu lassen. Die Revolution legte auf der ganzen Linie.

Länger als zwei Monate, vom 18. März bis zum 21. Mai, währte die Herrschaft der Kommune. Viel Geldes hat sie freilich nicht ausgeführt. Die völlig eingeschüchterte Bevölkerung ließ sie gewähren; als vierzehntausend Bürger zum Beschluß auf dem Vendômeplatz für die Ordnung demonstrierten, sprengte die Nationalgarde sie mit Pulver und Blei auseinander. Mac Mahon umzingelte Paris im Westen und im Süden und die Tore im Osten und im Norden hielten die Deutschen besetzt. So konnten die Kommunisten ihre Regierungsfunktion nur in der Hauptstadt bewahren und nicht, wie sie geträumt hatten, in allen Ecken Frankreichs und Europas. Sie versuchten, daß sämtliche Schiffe erst innerhalb dreier Jahre zu laufen seien, hoben die Reichshüter auf und gaben die Verlobungsbriefe bis zu 20 Franken gratis zurück — alles Dinge, die hat an russische Zustände erinnern. Als die Versäfler immer weitere Fortschritte machten und die Kommunisten ihren Untergang voraussehen mußten, beschlagnahmten sie am 16. Mai alles Petroleum usw. und am 18. die Vorräte an Schwefel, Phosphor und anderen chemischen Produkten durch die „wissenschaftliche Kommission“, und während die Regierungstruppen auf das Rathaus zurückzogen, ließen sie die Geheißer errichten und die öffentlichen Gebäude in Brand stecken, dem unter anderem die Bibliothek, das Rathaus, das Polizeigebäude und das Finanzministerium zum Opfer fielen.

Zusätzlich war die Noche der Sieger. 16.500 Kommunisten waren gefangen — ein Zeichen, wie tapfer sie sich geschlagen hatten — mehr als doppelt so viel wurden verhaftet und hieron nach der Darstellung der Regierung 14.000 verurteilt (und zwar 270 zum Tode), nach Wille und Lissagaray aber 28.000 zum Tode.

Wir wollen die Kommunisten nicht verdammen; wer für das, was er für recht hält — und sei es noch so unbedeutend — sein Leben einsetzt, den können wir nicht verachten, sondern nur beklagen, und wenn die notwendige oder vermeintliche Notwendigkeit des Handelns solche Leute zu Despoten oder Verbrechern macht, so liegt darin eine Tragik, die uns nur erschauern kann. Aber wenn wir die Kommunisten nicht verurteilen können, so können wir die Regierung auch nicht verurteilen, wenn sie sich nicht verurteilt. Denn in der Politik ist es nun einmal: „So leid es mir tut: ich muß dich hängen, bevor du mich hängst...“

Ein aussterbendes Großwild.

Die letzten in Freiheit lebenden Wisente sind in ihrer Erhaltung stark bedroht. Vor allem ist das bei den Tieren der Arktis, der als letzte große Herde dieses europäischen Urwildes im Raibe von Betselung in Gouernement Grobn festgestellt wird. Als die deutsche Expedition im Jahre 1915 durch diesen Urwald ging, erließ die Oberste Heeresleitung ein strenges Verbot, das Wisent zu jagen, und später wurde eine musterrichtige Reglemente eingeführt. Aber in den zwei Monaten vor dem Erlaß dieser Verordnung wurde eine Menge Tiere von russischen Wildjägern und aus dem deutschen Soldaten erlegt. Wenn der Wald von Betselung unter deutscher Verwaltung geblieben wäre, so hätte keine große Gefahr für die Ausrottung des Wisents bestanden, trotzdem der Urwald stark ausgebeutet wurde. Es wurden größere Strecken als Kahlholz gefällt, Säbner und Wege wurden hindurchgeleitet, so daß der Urwaldcharakter stellenweise vernichtet und größere Vegetate für das seltene Großwild unbenutzbar wurden. Nach dem Rückzug des deutschen Heeres verschlimmerten sich jedoch die Verhältnisse immer mehr. Wenn schon die strengen Jagdgesetze und die sorgfältige Aufsicht unter der Zarenherrschaft nicht hindern konnten, daß viele Tiere den Wildjägern zum Opfer fielen, so wurde das nach der Revolution natürlich noch viel schlimmer. Man kann zweifeln, ob es überhaupt irgend eine Behörde gibt, die die Jagdgesetze im Raibe von Betselung überwacht. Und selbst wenn es so wäre, mit welchem Erfolg könnte es wohl geschehen, seitdem Tausende des verarmten und stielletzt hungernden Volkes im Raibe anheimelnden sind, der jetzt durch ein reiches Wegenetz erschaffen ist, und wo die verdorbenen Zustände des Raibes unendlich geworden sind? Es unterliegt keinem Zweifel, daß die 100-150 Wisente, die 1913 in dem Raibe noch übrig waren — gegen 750 vor dem Kriege — Gefahr laufen, innerhalb der nächsten Jahre ausgerottet zu werden.

Musik im Raibe von Betselung kommt, das Wisent in wildem Zustande nur noch an einer einzelnen Stelle vor, nämlich in einem ungefähr zehn Quadrarmellen großen Bezirk des westlichen Raibens. 1909-1911 schätzte man den dortigen Wisentstamm auf mindestens 100 Stück Wild. Seit 1885 gibt es nämlich noch eine Wisentherde bei Pleh in Schlesien. Diese Herde, die von dem Tierem im Raibe von Betselung abstammt, zählte 1915 56 Tiere. Im ganzen findet man also abgesehen von den einzelnen Tieren in Zoologischen Gärten — wo sie sich übrigens, wie alle Kinder, fortzupflanzen — 300 bis 400 Wisente. Wenn man bedenkt, daß sich der Krieg vor und zurück über sämtliche Gebiete gerächt hat, wo das Wisent noch eine letzte Freiheit findet, und daß auch Pleh wieder in seiner Keimzone liegt, scheint die Gefahr für den Weiterbestand des Wisents drohend.

Vermischtes.

Die Kropfpest, die bekanntlich das Sandhaus Gezeiten bei Potsdam zum Bannenden Kaiserthum ausgeht wurde, hat nach dem „Tag“ ihre Umdeutung und Dierlichkeit auf das notwendige beschränkt. Ihre Kinder werden, wie wir meinten, in Potsdam eingeschickt. Ob weit jetzt auch die Mutter der Kropfpest, die frühere Grobherosin Anatalia, bei ihr.

Bereitliches Mischverhältnis. Allerdings lacht das Verlangen nach Freude und Zerstörung seine vermeintliche Befriedigung in der überbetragenen Sucht der Lusthaftigkeiten. Aus den vielen Klagen darüber geben wir um des besonders scharfen Kontrastes willen, den sie zu fällen soll, folgende Mitteilung aus der „Schleier. St.“ wieder: Am Mittwoch, 26. März, fand in einem Besauner Stube eine fröhliche Tanzerei statt! Ein im gleichen Saal wohnender englischer Diplomat hat vor der internationalen Kommission zur Bekämpfung der Hungersnot in Deutschland — betrachtete durch die geöffnete Saaltür staunend dieses Treiben. — — — Dann enthielt er sich höflichst!

Eine Kirche als Kinematographentheater. Zu den Betriebsanlagen der Meierei Kelle bei Berlin gehört unter anderem auch eine eigene Kirche. Wegen der guten Benutzung der Kapelle wurde geplant, diese in ein Kino umzuwandeln. Die Genehmigung für die Vorrichtungen ist jetzt erteilt. In den nächsten Tagen wird in der ehemaligen Kirche das Kinematographentheater eröffnet.

Wahrhaft „moderne“ Musik! Im „Lärmer“ (Gerauscher) J. C. Breibert von Großhaus; Verlag von Geiner und Pfeiler, Sittwart) erzählt Karl Stord folgende heitere Begebenheit: Unter Berliner Willkürmüchler Orchester ist ein Künstler-Konvuls. Seine Mitglieder können also nicht irren, da sie ihre eigenen Arbeitgeber sind. Damit sie aber nun dieses jetzt so beliebten Vergnügens nicht ganz verlustig gingen, haben sie kürzlich doch gestreift. Aber aus künstlerischen Gründen. Der Dirigent Georg Welle hatte das dringende Bedürfnis, aus mit einem ausschließlich aus russischen Kompositionen bestehenden Konzerte aufzuspielen. Darunter war eine sogenannte Einleitung von Goldschmidt. Das Publikum nahm das Longemini humoristisch an, die Willkürmüchler aber waren bei der Probe böse geworden und hatten sich gemeinert, den armen Sak zu jäheln. Es gibt zwar jetzt keine lauten Äußerungen, vor denen man sich zu fürchten hätte, aber man kann ja nicht wissen, es könnte auch ein richtiger Willkürmüchler über eine Danksgratze bei sich haben. Kurzum, die Willkürmüchler getrauten sich nicht, dieses lachbare Stück dem Publikum anzubieten. Es soll sich nun nachträglich herausgestellt haben, daß in der Probe bei der Verteilung der Blätter ein Versehen unterlaufen war, so daß die verschiedenen Gruppen des Orchesters zur selben Zeit verschiedene Teile des Wertes gespielt haben. Das Schöne aber ist, daß weder der anwesende Komponist noch der Dirigent etwas von dieser Verwechslung gemerkt haben.

Der private Automobilverkehr in Wien und Deutsch-Österreich steht unmittelbar vor der Einleitung, da angeblich die Benzinvorräte zu Ende gehen und die geringen, noch vorhandenen Vorräte für Notvorsorge und landwirtschaftliche Maschinen reserviert werden müssen. Der wahre Sachverhalt ist indes der, daß Soldatenräte die vorhandenen Benzinvorräte, von denen sich auf militärischen Aufstellungen und in Benzindepots noch sehr große Bestände befinden, als Reinigung für gewisse von ihnen aufgestellte Forderungen mit Beschlag belegt haben und vor Erfüllung ihrer Forderungen nicht freigeben wollen. Die Verzögerung der Benzinräuber mit Benzin durch den Beschlaghandel, natürlich zu exorbitanten Preisen, geht bei alledem ruhig weiter.

Verantwortlich: Dr. Karl Baer.

Unterhaltungsbeilage

der „Saale-Zeitung“

Nr. 1

Sonntag, den 6. April

1919

Das rächende Kreuz.

Eine forsliche Erinnerung von Alfred Maderno.

(Nachdruck verboten.)

Wie eine Feltung krönte der kleine Gashof Corte eine Felsinsel. Soß ich in der Mitte meiner Stube vor dem wackeligen Tisch, so konnte ich nach drei Seiten ins Freie blicken und ich fühlte mich, so einloch ich auf Korrika auch immer gemeln hin, nicht allein. Die Berge sahen zu auch herein, und das Brausen der Wälder erfüllte den engen Talteß, aus dem die Granatirien anstiegen, gewöhnt denen mich enge Wäde durch das Innere der Insel geführt hatten.

Nun lag ich in ihrem Herzen, in der heißen Stadt Corte, wo mir das Blut der forslichen Geschichte und Sitten jedes Fühlweisse zu befehlen schien. Vielleicht auch jeden Gegenstand in meinem einsamen Zimmer? Unwillkürlich ließ ich meine Fikse freisam gehen und auch über die Wände gleiten. Sie trugen keinen Schmutz. Nur in der Mitte der Innenwand hing über dem Bett ein langes, schmales Kreuz aus schwarzem, glanzlosem Holz. „Ein beachtenswerte alte Holzschreier? Ich nahm das Kreuz von der Wand und betrachtete die Figur des Erlösers. Sie war aus Bein, einloch gefirnigt, anatomisch, jedoch ein Kunstwerk.

Wie es kam, weiß ich nicht. Ich hielt das Kreuz in beiden Händen. Mit den Fingern der Linken unter dem Hals des Halsbands, mit denen der Rechten am Kreuzganzpunkt der beiden Ärmel. Und plötzlich fühlte ich, wie sich der Durcharhalten des Kreuzes löderte und mir zwischen den Fingern hing, als sei er ein Griff — langsam glitten meine Arme wie von selbst auseinander, aus dem langen schmalen Ringelgasteln ließ sich die haarfeine Klinge eines Dolchmessers.

Nun erst sah ich, daß der Gekreuzigte nur mit den Füßen am Holz gefestigt war; mit dem Oberkörper und den ausgestreckten Armen ragte er ohne Stütze über den Balken hinaus. Ich brachte den Dolch meine Augen näher und gewahrte auf der Klinge drei unregelmäßige kleine rote Flecke, deren Herkunft ich mir in diesem Augenblicke schwer denken konnte. Schweißend schloß ich den Etahl im Rücken des Erlösers in seine ungewöhnliche Scheide und hing das Kreuz an seinen alten Nisch.

Dann ging ich zum Abendessen in die Gaststube hinunter. Als ich an der Wirtin vorbeikam, die hinter dem Schanktisch stand, die Hand auf dem Fimdbel des schweren irdenen Weintrages, konnte ich mich nicht zurückhalten, ihr zu sagen, daß sie ein seltsames Kreuz besäße. Düstere Finten schwebten in den dunkeln Augen des bleichen, noch jugendlichen Gesichtes, das wie eine Ahabermaske auf schwarzglänzendem Grunde zu hängen schien. Denn die Gegend des Schanktisches lag im Schatten der Treppe, und was das Weib an sich trug, Haar und Kleidung, war schwarz.

Die Wirtin sprach kein Wort und auch ich keines, solange ich mit meiner Naßheit beschäftigt war. Als ich mich dann ansah, in meine Stube zurückzukehren, und nochmals an der Frau vorbeizuging, fragte ich sie, noch im Saame der Gedanken, denen ich während des Essens nachgegangen: „Und Guter Mann, Signora?“ „Ja, Frau“, murmelte sie und wendete sich ab, den Weintrag am Halse neu zu füllen.

Ich warte, warte noch einige Male, während ich die stoffene Treppe zu meinem Zimmer hinaufstieg. Die Stube erfüllte noch helles Licht; fast schimmernde die Wände; nur über dem Bett im Kreuzgewölbe, hing ein dunkler Schatten. Unter ihm schlief ich also ein. Mein Gedächtnis war wie das langsame Keitzen durch den endlosen forslichen Berwald. Die Fuß meines Wandlers mühten im hochgehenden stürzenden Ansturm, unter dem die reifen edeln Früchte durcheinander saßen. Gleichmäßig trottelte es dahin; die Höhe des Stalles in dem Dorf, wo ich über Nacht bleiben sollte, schien es entzweier nicht zu kümmern oder zu verzagen.

Bald kam das Dorf in Sicht. Ob es ein Dutzend Hütten waren, weiß ich nicht. Sie hingen wie Schwalbennester um einen Felsen herum, den ein düsteres Gemäuer krönte.

Mein Tragtier hatte es besser gewußt. Hier gab es keinen Stall für reinesgeleichen; nur löschte für Menschen waren vorhanden, und mit einem bärtigen, wilden Kerl, der sich für einen Hirten ausgab, teilte ich mich in ein Bund Stroh. Seiner Lebertatige entnahm ich auf sein Geheiß auch mein Abendbrot, Ziegenkäse und trodenes Kastanienbrot, das ich ihm mit einer Zigarette vergalt.

Ob ich noch zur Abenddämung wolle, lautete seine Frage, als ich mich geädigt hatte und die Leine müde von mir streckte. „Wo?“ fragte ich etwas erstaunt. „Auf des Hellens Gipfel. Ihr braucht nur hinter mich herzugehen.“ So müde ich auch war, ich tat's. Das dunkle Gemäuer über den Felsen erkannte ich nach wenigen Schritten als ein kleines Gotteshaus. Fünfzig Menschen hatten Platz, darin vor einem armenlichen Altar zu sitzen, an dem jemand, jedoch kein Priester die Messe vorlesete. Das dürstige Licht einer einzigen Oelampe fluderte über den Andächtigen. Mein Führer trat unter den übrigen nieder, während ich im Schatten des Einganges stehen blieb, wo mich niemand sah.

Ich glaubte das ganze Dorf in der Kirche verammelt, als nach einer weißlichen Gestalt geräuslos eintrat. Als sie in den Bereich des juckenden Lichtes trat, erkannte ich ihre Füge; es waren die weiße Wirtin in Corte. Betroffen mußte ich unwillkürlich nach ihren Händen sehen und erkannte den aus Berlin gekönnigen Leib des Gekreuzigten zwischen ihren Fingern. Nun kniete das Weib gerade hinter dem Hirten nieder, der mich eben erst gepreßt hatte und seine Herberge mit mir teilen wollte. Und jetzt glaubte ich zu bemerken, daß sich seiner eine schie Unruhe bemächtigte. Rücken und Haupt, die der Erde zugekehrt gemelen waren, machten eine Bewegung, als wollten sie sich der Frauengestalt zuwenden. Ehe es aber dazu kam, und ehe ich selbst noch irgend einen Gedanken fassen konnte, hatte das Weib mit der rechten Hand einen blühenden Stroh nach dem Hirten ausgeführt, und ich sah ihn aufzudehn wöllig zu Boden sinken. Wieder hubste die Frau mit den Fügen meiner Wirtin an mir vorüber, und zwischen ihren Fingern sah ich ganz deutlich den bleichen Leib des Gekreuzigten klammern. Da fühlte ich, daß ich erwachte, während mein Blick an dem Kreuz über meinem Bett hing.

Sollte ich die Bendetta dieses Hauses geträumt, denn Herr tot war? Tot war er; jedoch geträumt gewiß durch dieses Kreuz, dessen klüftiges Geheimnis der Leib des Willkürmüchlerigen verbergen mußte.

Aus Bismarcks Briefen an seine Braut.

Auf dem Boden der Heiterkeit (im höheren Sinne) und Zufriedenheit erheben zu sein, gibt den Begriff der Majestät, des Gütlichen, das der Mensch nur in seltenen Besorgungen leisten und Gestalten schwarz übertrifft.

Schönhausen, 17. Februar 1847.

Bitte kennt keinen Dank und erwartet keinen, sagt jemand, Dank ist ein kaltes Wort. Schade nicht, ich fühle Dankbarkeit gegen dich und liebe dich doch.

Schönhausen, 21. Februar 1847.

Behalte nicht Deine trüben Gedanken für dich und bilde mich mit heiterer Stirn und strahlenden Augen an, dabei, sondern teile mir in Wort und Bild mit, was Du im Herzen hast, was es Segen oder Leid ist.

Schönhausen, 23. Februar 1847.

Derne dich dankbar freuen auch über die Kreuze, die Du gehst und, und freude nicht wie kleine Kinder „mech“, wenn sie gerade anhört.

Schönhausen, 5. Mai 1847.

Wir werden noch oft lernen müssen, den Kocher abzufragen, wenn es uns am besten kommt, uns dabei aber auf das Frauen, was wir getrunken haben und guten Mutes auf das zu verzichten, was wir darin lassen müssen.

Berlin, 8. Mai 1847.

Das Cape, die Große Mode 1919.

Die diesjährige Mode wird für das Straßentum eine Neuerung bringen, der man Grazie und Schick in vollstem Maße zubilligen darf. Es ist die Capemode, der besser gesagt, das Capentum mit dem Capentum, das sich in unendlich vielen Linien bringen und dem individuellen Geschmack größten Spielraum läßt. Das Cape ist überhaupt die große Mode. Selbst für den nächsten Winter läßt sich prophezeien, daß dergleichen Modelle in Kiel eine bedeutende Rolle spielen werden. Selbst an Regenmänteln taugten bereits kleine Pelzerinnen, vorne mit Falben zusammengehalten, auf. Ebenso gibt es Capereimantel, die zwar gleich dem Mantel eine anliegende Vorderfront besitzen, im wesentlichen aber genau wie ein hübsches Cape gearbeitet und bis auf den Kragen gänzlich knopflös sind. Ihren Hauptwert besitzt die Capemode für den Abend, wo das Cape ja immer angebracht ist. Die neuen Abendumhänge neigen alle zu der Tendenz oben breit und unten eng und gewähren dem besitzenden Wesenfeld die reiche ohne Verwahrung der Schultern, die die diesjährige Mode nachdrücklich erhebt. Derartige Abendcapes tragen meistens mit großer Vorliebe noch eine reich mit Seide und Perlen besetzte Interpelierne.

Alles in allem wirkt die Capemode äußerst dekorativ. h.

Die neue Biotechnik.

Von R. S. France.

Als Friedrich der Große nach dem Frieden von Hubertsburg an die Organisation seines Länderverwaltens ging, fand er den Chemiker Marggraf in das neuverordnete Schließen, um ihn ersuchen zu lassen, wie am besten die tauglichen Wägen eines Hebelzuges erhebt, gebillt werden könnten. Marggraf kam auf einen Vorschlag für ein Jahrhundert, aber einen kurzen Bericht. Er sagte nur: „Das Land braucht Erfindungen, etc.“ Und von 1763 an wurde erfunden und verbessert in Preußen und mit den vierzig Millionen Talern, die Friedrich in den zwanzig Jahren danach für die Förderung des Gewerbes, des Handels und des Ackerbaus anlegte, die Grundlage der industriellen und wirtschaftlichen Stellung Deutschlands geschaffen.

Erfindungen braucht das Land. Dieser Menschheitsgedanke ist noch nicht aufgegeben, sondern heute lebendiger denn je. Und wenn man ihn recht überlegt, so ist er das eigentliche Kulturprogramm des kommenden Friedens.

Schon heute dümmern für die Tüchtigen die Umrisse ihrer künftigen industriellen Kultur.

Sie wird auf naturwissenschaftlichem Boden stehen, denn sie wird darauf angewiesen sein, neue Kräfte der Natur frei zu machen und damit nutzbar zu haben. Mit Ingenuum haben wir es erfahren, was es bedeutet, wenn ein Land nicht fast ganzes „künstliches Brot“ dem heimischen Boden zu entnehmen vermag. Und wenn irgendwem, so werden wir uns jetzt daran erinnern, daß die mikroskopische Durchforschung des Ackerbodens uns in den letzten Jahren mit neuen Faktoren der Bodenfruchtbarkeit bekannt gemacht hat, mit einer winzigen Tier- und Pflanzenwelt, die Stickstoff herstellt, den löslichen Stoff, von dem letzten Endes alle Ernten und damit alle Kraft des Menschen abhängen. Wer dieses „Capdon“ (wie man die Stickstoffarbeiter des Bodens genannt hat) in der Ackerfrucht zu vermehren weiß, macht die Scholle fruchtbarer. Drei man, was das bedeutet? Bei einer deutschen Ernte von drei Milliarden stellt eine Steigerung des Frucht-Ertrages von nur 10 v. H. jährlich dreihundert Millionen mehr für Kulturzwecke dar. Diese Arbeit aber ist bereits im Gange. Im Verein mit der Wirtschaftsgewinnung, die uns von dem ausländischen Kapitaler unabhängig machen wird, bereiten sich die neuen Reichtümer vor, die vielleicht mehr die Welt reformieren werden als der kommende Friedensschluß.

Es hat fast eine mythische Bedeutung, daß gleichzeitig auch in der Biologie, dem großen Wunderkamm, aus dem die Zukunft das Schicksal wird, was vergangene Jahrhunderte der Physik und Chemie abgewonnen wußten, Vorkerbungen

zege werden, die auf eine bessere Ausnutzung der Lebenskräfte zielen.

Wenn schon für das vergangene Geschlecht die „weiße Kohle“ beheblich war, wird erst jetzt, seitdem wir einmal, wenn auch nur leise, eine Kohlenart geküßt haben, eine gesteigerte Ausnutzung der Wasserkräfte ansetzen. Damit eine kleine der Turbinen jener äußerlichen eigenartig gestimmten Schaufeln, die das strömende Wasser zwingen, eine Kurve zu beschreiben, welche für uns seine freie Kraft festsetzt nach unserem Willen.

Wenn man es einem Menschen der Urzeit erzählt, er könnte es nur als ein Stülchen in unsere Hand gebende Magie begreifen, daß allein der Zerlauf der Linie, in die wir den Wasserstrom zwingen, entscheidend darüber, wieviel Werkkräfte der Bach, der gelaute See, ja der bloße Wasserdampf an Arbeit für uns leisten muß.

Diese Linie der Turbinenschaukel ist aber nicht unser Geheimnis allein. Sie findet sich, wie eine neue Entdeckung der Botanik loben verbindet (vgl. K. Franke. Die technischen Leistungen der Pflanzen. Zeit und Co. 1917/18) auch in der Pflanze verwirklicht. Es gibt im Meer und in allen Seen und Teichen zahllose technische Modelle für Turbinen-Zeit- und Kraftwerke, als „Schwimmpflanzen“, mit mikroskopisch kleiner Kapsel, die durch die Pflanze, in bester Drehung sich immer wieder an die Oberfläche empor zu heben, wenn ihr Gewicht sie in die tiefen und luftarmen Regionen niederzwingt. Das Herz jedes Teiches wird höher schwingen, wenn er hört, daß in dieser merkwürdigen Welt der Wasserpflanzen nicht nur die Vorbilder der Dampf- und Francis-Turbinen, sondern auch noch unerrechnete neue Modelle und Möglichkeiten „schwimmen“, daß hier ein vorweggenommenes Museum für Erfinder dem rechnenden Geist offen liegt, aus dessen Hundert der Natur erprobten Einrichtungen mit Gewißheit die eine oder andere in menschliche Verhältnisse übertragbar ist.

Aber nicht nur noch unerwartete technische Modelle gibt es im Pflanzenreich, sondern auch Kräfte, die sich der Mensch in geradezu gebantenlöser Weise bisher entziehen ließ.

Wir bauen Säugereifenmaschinen und lassen ganze Wälder der Urzeit in weitenlosen Rauch aufgehen, um in Dampfesseln den Druck von weichen Atmosphären zu erzeugen, der in einer lebenden Dampfmaschine seinen nach dem 18. Atmosphären übersteigt und sogar in der fröhlichen Schiffsmaschine nicht mehr als zwanzig. Aber einmal bei voller Fahrt eines Oceanampfers hinuntergeleiteten ist in die Hölle der Heizer, daß sicher einen unerschöpflichen Einbruch mitgenommen von den häßlichen, ältlichen Kesseln da unten, zwischen deren schweren Werten der Dampfdruck wie riesige Dämonen tobt und auf alle Augen, auf jeden Quadratcentimeter der Reifeinwand mit einer Wucht drückt, als würde ein zwanzig Kilo schwerer Hammer auf sie niederfallen.

Denn nichts anderes bedeutet doch das Wärtchen von zwanzig Atmosphären Druck.

Der Botaniker schreibt nun neben diese Erinnerung den lapidaren Satz: In den Pflanzen herrscht ständig ein Druck von 5-10 Atmosphären! Oft steigt er zu zwanzig Atmosphären und darüber, manchmal auf 100, ja in einigen Fällen auf 200.

Wer eine Ahnung hat, was eine Atmosphäre Druck mehr bedeutet, sieht den ungeheuren Inhalt der meisten Worte. Und jede gesunde Menschenkenntnis wird sich natürlich dagegen sträuben, es zu glauben, daß die hebebräuteten Gewächse der Seimat eigentlich heimlich „überspannte Dampfessel“ seien, in Gefahr jeden Augenblick zu explodieren in einer Katastrophe, gegen die jede Reflexion als harmloser Scherz erscheinen müßte. Und dennoch: auch in diesem grotesken Bild steckt Wirklichkeit. Der ganze Unterschied zwischen dem vor innerem Druck erstarrenden gebliebenen Schiffessel und der Pflanzenwelt ist — daß die Pflanze nicht zu heizen braucht, sondern ihren Druck auf fäultem Wege herstellen kann.

Er besteht zu Recht — ein Irrtum ist ausgeschlossen. Wir haben Mittel, den Druck in der Pflanze genau zu messen und oft ist die Messung ausgefallen worden. Er entwirft nur auf demselben Wege durch das seit einem Jahrhundert bekannte Gelekt der Osmoze.

Am das für Nichtchemiker verständlich zu machen, bedarf es eines kleinen Umweges, eigentlich einer Schmeichelei, daran, als feinerzeit der Behrer uns zeigte, wie aus einem mit Pergamentpapier zugebundenen Gefäß die Salz- Lösung verfloß und, ohne das auch nur einen Augenblick ein Wechsel sichtbar erkennen wäre, innen und außen die Flüssigkeit die gleiche Zusammensetzung bekam. Osmoze nannte man das, und es ließ sich ein Apparat konstruieren,

das nur des Wasser zu außen in das zugegebene Gefäß hinein — nicht aber heraus — läßt. Dadurch kommt das Wasser drinnen unter einen beträchtlichen Lieberdruck, der sich durch ein eingeleitetes Manometer direkt ablesen läßt. Osmotischer Druck ist es, der sich nach Atmospären bemessen und dann die Stärke unseres Experimentes bestimmen kann.

Dieses Experiment wiederholt man die Pflanzenzelle in jedem Augenblick. Sie ist ein Salzgefäß gefülltes Gefäß, das Wasser aufnimmt, aber nicht herausläßt, daher unter eine ruhende osmotische Druckspannung, viel höher als die unserer Dampfessel gerät, dennoch niemals zerplatzt, wenigstens unter normalen Lebensverhältnissen nicht.

An jeden Punkt führt der Biologe auf zu reden, und der Techniker hat das Wort. Das Erläuterliche ist ihm nicht mehr die Höhe des Druckes, sondern die Qualität der Wand, die ihm zu widerstehen vermag. In ihrer eigentümlichen Struktur liegt das technische Problem, das alle unsere Dampfmaschinen umgestalten wird, nach seiner Lösung.

Diese Wand, ein fast taum weiches Hautgelenk, hat kollobale Struktur. Und die macht es fester als das Schweiß-eisenblech unserer Dampfessel.

Auf diese Formel ist im gegenwärtigen Moment eine der aussichtsreichsten Fragen vieler moderner Biotechnik gebracht. Alles übrige hängt nur mehr von der Arbeit unserer Versuchsanstalten und Ingenieure ab. Uns mag es für den Augenblick genügen, erleben zu haben, wie die technischen Zukunftsmöglichkeiten beschaffen sind, und in welcher Weise Lebenswissenschaft und Technik neuerdings zusammenarbeiten.

Und es mag uns mit hoffnungsvollem Blick und einem maßlosen Interesse erlauben, zu hören, daß die hier gezeigten Feinwerke die einzigen Probleme sind, die aus dem Gebiet der Pflanze in unseren Wohlstand hinführen. Noch nicht beachtet hat man die Quellungsfrage der pflanzlichen Gebilde, von deren Wirksamkeit der Bergmann schon einen dumpfen Begriff hat, wenn er Felsblöcke seit altersther dadurch zerprengt, daß er in ihre Ritzen Holz legt, das er feucht erhält, um es zur Quellung zu bringen; noch unbeachtet sind die demotischen Leistungen der Pflanzenzelle in der Herstellung von Enzymen, noch nicht nachgelesen ihre Plastrationsmaschinen, taum und leicht topiert ihre ungläublichen Hebewerke, ihre Filterpressen, noch unerforscht sind ihre hydrostatischen Maschinen. Unrecht ist die Kühnheit ihrer Baukonstruktionen, die in Trägersternen und Gitterbrücken nach Paulismen Sätzen erst ängstlich nachgemacht wird, ganz unangarbar ist vorläufig für uns der Weg, ihre kollobalen Hohlgefäße nachzumachen; wir haben erst einen taumelnden Blick getan in die Möglichkeiten ihrer organischen Bauweise — aber wir bringen von dieser merkwürdigen neuen Biologie keine feste und tiefgründige Überzeugung ins praktische Leben mit. Das ist das Positive, was eine kurze Betrachtung über so eminent lebenswichtige Fragen überhaupt mitzugeben vermag, daß der Munder der Technik noch lange kein Ende sei, ja daß jetzt erst die ganze, bisher nicht beachtete und viel-elekt noch die größere Hälfte aller technischen Möglichkeiten, die der Biotechnik, uns erschlossen wird.

Die Pariser Kommunisten.

Eine zeitgemäße Reminiszenz von Eugen Verdy.

Wie kam es doch? Wie war es möglich, daß ein paar Taktlöcher die Lichtsäule, die „Hauptstadt der Welt“, mehr als zwei Monate in Schreden hielten? — Es war nicht so, daß diese Männer die Ereignisse gemacht hätten — nein, die Ereignisse haben die Männer gemacht.

Ein Kaiserreich, unter dem ein tolles Fieber der Genußsucht, eine wilde Jagd nach Reichthümern den Bürger gepeinigt, unter dem der Luxus sich prächtlich entfaltet hatte und die Moral zu einer Operettenmoral geworden war, beschloß in seinem Uebermut den Krieg heraus und küßt sich nach seiner hohen Höhe in das Nichts — das unter Frankreich wie nachher in England. (Bei uns liegen die Dinge wesentlich anders: ich glaube nicht, daß die frühere Regierung den Krieg hätte vermeiden können, und wir geben in ihn als ein durchaus gesundes Volk. Das muß uns so mehr betont werden, als interessierte Kreise — unter anderem Heinrich Mann — es zu Gunsten des, als jell die Niederlage eine Folge der Sittenerverderbtheit des Bürgerturns.)

Solange das französische Kaiserreich bestand, hatte es mit einer heftigen Opposition zu kämpfen gehabt, geführt von Männern, wie Blanqui und Delescluze, alten Achtundvierzigern, die, nun schon über die Sechzig hinaus, ein Leben lang

die bestehende Regierung bekämpften. Rosa, nachdem nicht sie, sondern der ängere Feind der Tyrannen vernichtet hat, halten sie ihre Stunde frei gekommen. Doch nicht ihnen fällt die Herrschaft zu, sondern den Gemäßigten, der Regierung der nationalen Verliebungen, in die nur einer aus ihnen Reichen angenommen wird, der Journalist Hans Wolff Rodost, der, zu politischer Mitarbeit völlig unfähig, nicht so lange in ihr verbleibt. Kein Wunder, wenn sie der neuen Regierung mit bemessenen Maß gegenübertraten wie der alten.

Wie aber konnten diese Radikalen, die die Herrschaft der Arbeiterklasse verlangten, die das Erdbeben abstoßen wollten Grund und Boden für Gemeinwohl erklären, zur Macht gelangen. Der wichtige Grund ist dieser: Nachdem einmal die Autorität der kaiserlichen Regierung verkommen war, war jede Autorität dahin. Es zeigte sich daselbst, was wir jetzt bei uns erleben: Daß es leichter ist, eine despotische Regierung zu führen, als in kurzer Frist eine neue, freie Regierung, wie der Krieg sie verlangt, ins Leben rufen. Die Regierung der nationalen Verliebungen besaß, die alten Generale des Kaiserreichs, die 21 Bürgermeister von Paris besaßen, die Präsidenten der Klubs und Komites besaßen, — wie viele Klubs den drei verberben, noch bei so viel Autoritäten schließlich keiner mehr Autorität.

Nun gelang es den Radikalen mehr und mehr, die Nationalgarde in ihre Gewalt zu bekommen. Warum? Weil in ihr die Arbeiterklasse bei weitem im Uebergewicht war.

Die Sanatier hatten Soldaten in die Hand bekommen, und konnten vom Heben zur Tat übergehen. Zweitei Wirkung der Wut: am 31. Oktober, nach dem unglücklichen Versuch gegen die Bourgeois, der Kunde von der Kapitulation von Metz und von Belfort-Hilfsverhandlungen drangen revolutionäre Bataillone der Nationalgarde in das Rathaus, um die Abdankung der Regierung und die Einsetzung einer revolutionären Kommune zu verlangen — diesmal wurden sie abgeschlagen, aber die Regierung wagte nicht, auch nur gegen die Radikalführer vorzugehen. Ebenso folgte auf die Niederlage von Buzenau am 22. Januar, bei der die Nationalgarde zum ersten Mal ernsthaft gebraucht worden war, ein neuer Versuch, die Kommune zu errichten: nunmehr wurden die Anführer Blanqui Florenz und J. P. in contumace zum Tode verurteilt. Dieser zweite Aufstand trug dazu bei, daß die Regierung am folgenden Tage Friedensverhandlungen anbot, die denn auch wenige Tage später zum Abschluß des Waffenstillstandes führten.

Die Pariser sind seit jenseit Jahre: hatte das leidenschaftliche Volk eben noch den Frieden herbeigeholt und auf die Regierung geschimpft, weil sie den Frieden geschlossen hatte. ... Wieder hörte man: „Berat!“ Man ergriff den Arbeitern, die Regierung habe sich mit den Trübsinnigen deshalb verständigt, um mit ihrer Hilfe die Monarchie wieder einzurichten — also ganz ähnliche Beschuldigungen wie die, die unter Kerenski gegen das Zarentum erhoben wurden und mit denen man die Russen in eine neue Offensive getrieben hat.

Neben hätte die Erbitterung über den Friedensschluß, die die Revolutionäre gegen die Regierung auszuspielen wollten, nicht genügt, um ihnen auch das Reichthum zu gewinnen. Offensbare Fehler der Regierung taten hinzu.

Wahrscheinlich, daß sie tagelang fünf Minuten das der Kapitulation den Kampf bis aufs Blut, was die Angelegenheit Siege angeht, hätte so doch die Entschlossenheit, die größer sein mußte, sie hätte nicht die Umkehrung des Goldes und der Kammerunterstützung ein, abzuschließen die Geschäfte noch durchaus nicht wieder im Gange waren. Hätte sie den Nationalgardisten wiederholt (wie es 1848 die republikanische Regierung getan hatte) die Waffen abgefordert! Doch nein: sie beließ ihnen die gefährlichen Instrumente, und überließ verjüngte die Nationalversammlung in Bordeaux am 10. März, die bisher protestierenden Besatz und Rechnungen seien am 13. März sämtlich zu bezahlen, und ebenso der während der Belagerung gestandene Mezztag. Woher nehmen und nicht heulen? Da wendeten sich auch die verständigsten Gemüthsleute von einer Regierung ab, die sie dem Bankrott auftrieb, und dann waren die Pariser republikanisch geküßt, ein großer Teil der von ganz Frankreich geschickten Nationalversammlung aber fast monatlich, die Generale Bismarck und Arrelles die Kapelle und selbst Thiers anlangte für die Orleans. Schließlich hatte auch die Verlegung der Verammlung nach Versailles hart nach Paris nicht nur die Revolutionäre nicht-ger, die sie nach dem März von 1792 zu beherzigen gehofft hatten, sondern auch die Pariser in ihrem Partein Selbstbewußtsein getränkt.